

Mein erster Geburtstag in der Schule.

Humoreske von J. Fried.

Zu Hause war die halbe Nacht kein Auge geschlossen. Ich sage ausdrücklich die halbe Nacht und nicht die ganze Nacht, weil ich Aufschneiderien nicht liebe, aber die halbe Nacht durchwachte ich wirklich, die zitterte ich in sehender Erwartung dem nächsten Tage entgegen, an dem ich zum ersten Male meinen Geburtstag, dieses in meinen Kinderjahren so ungeheuer, so unglücklich wichtige Ereignis, in der Schule erleben sollte.

Zu Hause war ja seit einigen Wochen wohlbestellte Schülerin der Fächer höheren Mädchenschule geworden.

Zu Hause, pah! was konnte da an solchem Geburtstage Großes aufgegeben werden. Da waren doch überhaupt nur sechs Menschen, die einem huldigen konnten, und von denen kamen eigentlich bloß drei richtig in Betracht, Papa, Mama und Kinderfrau. Bruder Karl war ja erst vier Jahre alt, Babs Lotte konnte überhaupt noch nicht ordentlich reden, und das grobe Stel von Köchin, die die lebenswürdige Angehörigkeit hatte, immer gleich nach dem Ausklopfen zu greifen, wenn man mal in der Küche ein bisschen an der Wascheilung panschte, zählte ganz und gar nicht mit.

Aber in der Schule, da gab es ja schon allein 499 Mitschülerinnen, von den Lehrerinnen und dem Herrn Direktor ganz abgesehen.

Wie würde man da empfangen, beglückwünscht, beschenkt werden! Erst von der Klassenlehrerin, dann von allen Mitschülerinnen und schließlich vom Herrn Direktor, der das wichtige Ereignis doch keinesfalls stillschweigend übergehen würde, in höchstgelehrter Person!

Meine Kinderphantasie arbeitete gewaltigst, rastlos, fieberhaft.

Beim ersten Westruf sprang ich, ganz entgegen meiner sonstigen Gewohnheit, hastig aus den Federn und zog mich flink und artig, ziemlich ohne Hilfe, an.

Der reizend mit Geschenken, Blumen, Raffschon und Lichtern geschmückte Geburtstagstisch, die zärtlichen, liebevollen Glückwünsche — alles ließ mich heute kühl bis an's Herz hinan; ich hatte nur eine Sehnsucht, ein Verlangen: die Schule.

Zwanzig Minuten vor 9 Uhr langte ich dort an. Aber was mußte ich sehen! Alles wie sonst, keine einzige Blume in der Klasse, nichts, aber auch gar nichts besonderes in dem ganzen großen Saale.

Ich setzte mich still auf meinen Platz. Es war ja noch zu früh, das würde schon noch Alles kommen, nur Geduld.

Die Thüre ging, Klipp-Klapp, auf und wieder zu; eine nach der anderen trippelte herein und setzte sich ruhig, ohne die geringste Notiz von mir zu nehmen, auf ihren Platz.

Jetzt schlug's 9 Uhr, und mit dem Glöckchen trat unsere Klassenlehrerin, Herrin Dampf, herein. Aber auch sie besaß an diesem meinem Schreitag das Rathgeber mit einer Würstigkeit in Bezug auf meine Person, die mich innerlich zum Rasen brachte.

Wir mußten uns zum Beten erheben, und dann begann der Unterricht wie an jedem anderen, gewöhnlichen Tage. Wir hatten „Schreiben“. Der Schiefertisch ist jetzt außer Kurs gefegt, Feder und Tinte müssen von Anfang an des Amtes warten.

Ich klebte unglücklich und mit einem Male, ganz urplötzlich, war's aus mit meiner, weiß Gott, nicht allzu fest gefügten Selbstbeherrschung.

Ich schluchzte laut auf und brachte das ebenso energische, wie vergebliche Bemühen, mit den tintenbeschnittenen Fingern die biden Tränen aufzuhalten, die mir aus den Augen rollten, mein Hest, mein Gesicht und, ach, auch mein feines, weißes Stidertkleid in einen Zustand, der an eine total verunglückte Schwarzweiß-Ausstellung erinnerte.

Fräulein Dampf trat neugierig, ja, neugierig, von Theilnahme war in ihren kalten, grauen Augen auch nicht die leiseste Spur zu bemerken an mich heran.

„Was gibt's denn, Ida?“ Ich konnte nicht gleich antworten, so schluchzte ich, so stieß mich der Bod.

„... ich hab' heut' Ge... Ge... Geburtstag.“ Stieß ich endlich heraus.

„Na, das ist doch kein Malheur, darüber heult Du so?“

„... mir hat hier in der Schule Keiner gratulirt und m... mir hat hier Keiner was geschent!“

Hätte diese strengblickende, bebrillte Dame mir jetzt zärtlich über's Haar gestrichen und mir tröstend gesagt, dummes Narrchen, jetzt ist Arbeitszeit, arbeite fleißig, nachher, in der Pause, reden wir über die Sache — sie würde weiser gehandelt haben. Aber wer kann die tiefverschlungenen Wege mancher pädagogischen Methode ergreifen!

Sie hielt es für richtiger, mich heftig zu schelten: „Dummes Ding, sei nicht albern! Dein ganzes Hest hast Du verflucht, Du wirst in „Ordnung“ eine „Bier“ bekommen. „Geburtstag“ gilt zu Hause, hier in der Schule wird

gelernt und gearbeitet, merk' Dir das!“

Gott wie inbrünstig haßte ich die Schule in dem Moment. Ein Ort, an dem gelernt und gearbeitet wird und an dem es keine Geburtstage gibt; ein angenehmer Aufenthalt!

Es schlug 10 Uhr, die Stunde war zu Ende — Frühstückspause! Im Nu war ich von mindestens 30 Mitschülerinnen umringt: „Oh, ist die aber dumm!“ — „Die hat geheult!“ — „Ach, steh die aus!“

Jede hatte mir etwas anderes liebevolles über mich zu erzählen, ich sah richtig auf dem Mosierstuhle.

„Ich bin nicht dumm!“ fuhr ich wüthend auf diejenige los, die mich am tiefsten, gleichsam an meiner Achillesferse, verlegt hatte. Ich hielt mich nämlich für hervorragend begabt. Die — so-i-distant — halblauten, in Wirklichkeit aber meist überlauten Bemerkungen lieber Tanten, guter Onkel und werther Cousins: wach' Kugels Kind, wach' geschiedtes Kind u. s. w. hatten nicht vergebens den Weg in meine begeistert aufschauenden Kinderohren genommen.

„Natürlich bist du dumm.“ beharrte Gretche Bergholz, ein für ihre 7 Jahre besonders großes und strammes Mädchen mit strohblonden Haaren, falt und fest bei ihrer Meinung.

„Weißt Du denn nicht, daß man, wenn man in die Schule geht, Vormittags seinen Geburtstag hat? Der fängt erst Nachmittags zu Hause wieder an, und die von denen man etwas geschent haben will, die laßt man zu Nachmittags ein.“ — Da gibt es denn Schokolade mit Schlaglagne, Kuchen und feines Abendbrot. Das weiß ich von meiner großen Schwester, die ist doch schon vier Jahre in der Schule.“

Ich war baff! — Ja, die Gretche Bergholz hatte leicht Klug reden, die hatte eine große Schwester, ich aber war die Kleinsten, woher sollte ich da die Erfahrung nehmen?

Also einladen muß man die, von die man etwas geschent haben will. (Das Wort „denen“ war auch mit damals heubta.) Na, das war ja eine Kleinigkeit — wie man einladet, das hatte ich oft genug von Mutti oder Vater gehört.

Also ich lud ein, eine nach der anderen, alle, die ganze Klasse, bloß an die Lehrerin traute ich mich nicht heran. — Als ich die Massenaufforderung erliebigt hatte, athmete ich erleichtert auf. — Die beglückende Aussicht auf den Nachmittag ließ mich die bitteren, schmerzlichen Enttäuschungen des Vormittags schnell vergessen.

Zu Hause angekommen, stürzte ich meinem Mutti strahlend an den Hals: „Mutti sie kommen alle!“

„Wer — alle?“ fragte Mutti von baniger Ahnung erfaßt.

„Na, die ganze Klasse kommt nachher hierher und schent mir was, aber sie müssen dafür Schokolade mit Schlaglagne und Kuchen kriegen.“

„Woher weißt Du denn, daß sie alle kommen?“ Mutti verfärbte sich sichtlich.

„Na, ich hab' sie doch alle eingeladen: Gretche Bergholz hat gesagt, die, von die man was geschent haben will, muß man einladen, und ich will von alle was geschent haben.“

„Fische, Mädel, bist Du toll?“ ächzte die so ausgiebig Beleherte. Wo soll ich denn mit den ganzen Jöhren hin! Die schide ich einfach gleich wieder fort, wenn sie kommen!“

„Du schickst sie fort?“ — Ich muß wohl so entsetzt, so furchtbar enttäuscht, so freuzuglücklich bei diesen Worten ausgeföhren haben, daß mein gutes Mutti den schleunigst einlenkte und mir eiligt die Versicherung gab, sie werde sich die Sache noch überlegen.

Dann ließ sie sich unsere alte Kinderfrau, Frau Alba, kommen, die von unserem Baby, dem Name nach „Schall“ bedeutete, unanständigerweise immer „Bou No“ gerufen wurde, und hatte mit dieser eine lange Konferenz unter vollkommener Ausschluß der Öffentlichkeit. Das Ergebnis dieser Verhandlung war, daß man mir die erste, eindruckliche Ermahnung ertheilte, zu ferneren Geburtstagen niemals mehr als höchstens sechs Schulfreundinnen einzuladen. An diese Ermahnung schloß sich dann die mehr gut gemeinte, als höfliche Größnung, diesmal sollte man mir meine tolle Dummheit verzeihen und die Jöhren empfangen.

Eine Stunde später begann unsere ganze Wohnung nach Schokolade zu duften. Frau Alba und die Köchin hatten Berge von Kuchen vom Konditor herüber, und Mutti deckte höchst eigenhändig in weißer Vertheilung nacheinander in drei von unseren fünf Zimmern je einen Tisch.

Sämmtliches Kaffeegeschirr, das unsere Wirthschaft aufwies, trat in Aktion, auch die drei Tassen, die Karl, Baby und ich von unseren diversen Ammen als Jahresgeschent getriegt hatten, mußten herhalten.

Wieder hatte ich Gelegenheit, in flammernder Bewunderung den in Goldbrud auf meine Tasse prägnanten, wunderschönen Vers zu studieren: „Dem Vater zur Freude, der Mutter zum Glück, legt Ida heute ihr erstes Jahr zurück.“

Um vier Uhr ungefähr rückten die ersten Trabanten an, dann folgten sie alle nacheinander, bis auf zehn, die, wie ich am nächsten Morgen in der Schule erfuhr, nicht „gedurft“ hatten. Neununddreißig Gäste aber sind ja

auch noch ausreichend für den bescheidenen Hausgebrauch.

Himmel, was bekam ich Alles geschent!

Mamas Bruder, der übermüthige Onkel Fritz, der sich inzwischen bei uns eingefunden hatte, kam aus dem Vagen gar nicht heraus. Heute weiß ich seine damalige Heiterkeit voll und ganz zu würdigen.

An Papeterien, diesen berausenden, bunten Massen mit unbeschreiblich schönem Briefpapier — das Wort unbeschreiblich ist hier kein Zufall — erhielt ich acht Stück.

Bombonieren, denen man das traurige Schicksal der Rundreisegeschente auf Meilen weit ansehen konnte, wurden mir in allen Sorten und Arten bereeirt. Augen, auf der Umhüllung, prägnate irgend eine stolze Firma, wie Hödel, Lindt, Sabade, Sarotti u. s. w., und innen im Papien lag bescheidenes Konfekt, das Hödel, Sabade, Sarotti u. s. w. nie gesehen hatte.

Geschneite Knochen-Federhalter bekam ich in Fracons, die für seine irdische Hand geformt sein konnten! Wenn man in diese Werthobjekte so lange durch ein winziges Scheibchen Glas gestiert hatte, bis einem die Augen tränten, konnte man endlich einen kleinen schwarzen Fied entdecken, der sich schließlich, wenn man noch länger stierte, als „Anfsicht“ von irgend etwas entpuppte.

Poste-Albuns nahm ich in Empfang in unglücklich schönen Ausführungen und Rippes wurden mir verfest, gelinde ausgedrückt, scheußlich schön.

Wie gesagt, Onkel Fritz lachte sich halb krank; ich aber lachte nicht, ich war begeistert, entzückt, hingerissen.

Mit unfähiger Mühe wurde die lebende, jappelnde, schnabbernde Menschenansammlung in die diversen Zimmer, auf die diversen Plätze vertheilt, und die Fretlebe, wie der Berliner sagt, ging los, das Vertilgen von Schokolade, Schlaglagne und Kuchen begann.

An mindestens drei verschiedenen Stellen zugleich wurde immer eine möglichst volle Tasse mit süßem Inhalt umgekippt. In den lebenswichtigen Zügen unserer großen Köchin, die im Verein mit der Kinderfrau die Schalen reparieren mußte, lag eine dumpfe Entschlossenheit. Wehe, der fünfzehnte war nahe!

Wenigstens fünf von den bereyhten Gästen hatten stets zu gleicher Zeit einen „großen“ oder einen „kleinen“ Wunisch. Unsere Klasse, die nach Meister Bach „Hilberühmte“, erzeute sich einer unglücklich starken Frequenz.

Die Tafel währte bis gegen halb 6 Uhr. Berge von Kuchen verschwanden, und Unmengen von Schokolade mit Schlaglagne wurden veriligt.

Dann, danach, wurde in mehr oder minder lärmenden, aber immer lärmenden Gruppen „Schule“, „Mutter“, „Kaufmann“, „Theater“, „Ball“, „Straßenrathen“ u. s. w. gespielt.

Heute ist es mir ganz unbegreiflich, daß mein Mutti den Nachmittag gesund überstanden. Aber damals dachte ich anders. Ich fand es einzig schön. Das Rasen, Toben, Lärmen, Klappern, Schnabbern, das unsere Wohnung durchstoste, verlegte mich in einen wahren Taumel des Entzückens.

Wie empört war ich dabei, als plötzlich, zu gegen halb 7 Uhr, mitten in das Lokwabobu hinein, laut und fest die Stimme von Mutti ertönte: „Kinder nun ist der Geburtstag zu Ende, nun könnt ihr nach Hause gehen!“

Das meinen Gästen vor mir! Ich schäumte. Jedes Wort einzeln auf's Temperamentvollste betonend, rief ich: „Nein, nein, noch lange nicht!“

Aber es half nichts. Mutter beharrte energisch bei ihrer Ansicht. Selbst Gretche Bergholzens mit tüstler, überlegener Sicherheit abgegebene Erklärung — wo anders gibt's immer erst noch sein belegte Stellen und süßes buntes Wasser — vermochte nicht Mutti aus dem Concept zu bringen.

„Der Geburtstag war zu Ende“, und wer nicht gehen wollte, der wurde eben mit sanfter Gewalt gegangen.

Innerhalb 30 Minuten war unsere Wohnung von lebendem Inventar bis auf unsere Familien- und die aller-nächsten Verwandtschafts-Angehörigen geräumt.

Als die letzte meiner Gastinnen unsere Wohnung verlassen hatte, warf sich Mutti mit hochgeröthetem Gesicht in einen Sessel und sagte weiter nichts als „uff!“

Ich aber triegte von wegen der rausgegrauten Geburtstags-Gesellschaft noch einen Heul- und Wuthausfall, von dem ich indessen schleunigst durch ein paar handfeste Mautschellen vom Vater kurirt wurde, der zwischen aus dem Bureau nach Hause gekommen war.

Wie oft habe ich in späteren Jahren herzlich gelacht über den Ausruf: „Kinder, nun ist der Geburtstag zu Ende.“

Der ganze resolute Humor meines Mütterchens gab sich in diesem Worte kund, das bei uns „gefällig“ geworden ist.

Wenn in unserem Verwandtschafts- und Freundeskreise eine Stimmung überschäumen, eine Heftigkeit zu lange wahren will, so glätten sich die Bogen des Hebermuths wie durch Zauber macht, so wird unverzüglich nach Hause gegangen, nachdem irgend

Jemand ausgerufen hat: „Kinder, nun ist der Geburtstag zu Ende!“

Ja, dieses Wunderwort vermag so gar das Ansehen der letzten drei Stunden beim Stal und — den Schluß einer Debatte über die Dienstbotenfrage zu bewirken.

Der Dollarkönig.

Erzählung von Otto Behrend.

Zufällig hörte ich an einer Bar seinen Namen nennen. Es war in Chicago. Und da fiel es mir ein, daß er ja in Chicago lebe, mein Hamburger Jugendgenosse; wir hatten wenige Häuser von einander entfernt in der Admiralitätsstraße gewohnt und als Kinder viel zusammen verkehrt. Sein Vater war Kaffeemaler gewesen, Henry war Kaufmann geworden und nach Beendigung seiner Lehrzeit nach drüben gegangen. Seit bald vierzig Jahren hatten wir uns aus den Augen verloren, doch wußte ich, daß er sich ein bedeutendes Vermögen gemacht habe und zu den amerikanischen Dollar-königen zähle.

Ich suchte Henry einmal auf, dachte ich; gewiß erinnert er sich meiner noch.

Der Diener in dem fürstlichen, in prächtiger Gartenanlage gelegenen Palais musterte mich sehr von oben herab, als ich ihn bat, seinem Mr. Thompson — nennen wir Henry so — einen guten Bekannten zu melden.

Er mochte dergleichen Trids kennen.

„Ihre Karte, mein Herr — ich werde Sie dann einschreiben, und Sie können wieder vordringen oder telefonisch anfragen, ob und wann Mr. Thompson Sie empfangen will.“

„Ist nicht, mein Lieber,“ sagte ich, „ich habe ein Zaubermot, das den Bann dieses Palastes schneller brechen wird. Melden Sie Mr. Thompson, ein Delaware-Indianer von der Watermanstraße möchte den schwarzen Panther sprechen.“ Dies war Henrys Name bei unseren Indianerspielen gewesen.

Der Mann, ein Deutscher, schien zu verheben, obwohl die Miene, mit der er mich musterte, eisern blieb.

„Ich werde sehen,“ antwortete er, „treten Sie einweilen hier ein.“ Er öffnete mir ein kleines Zimmer zur Linken des marmornen Treppenhauses. Der Raum war augenscheinlich eine Art Wartezimmer, wie die mönigfachen Sitzgelegenheiten bewiesen, doch vornehm eingerichtet.

Und mein Zaubermot verhehlte seine Wirkung nicht. Zehn Minuten später führte mich der Diener in das Arbeitszimmer des Dollar-königs, ehemals schwarzen Panthers vom Slingfang.

Henry erhob sich vom Schreibtisch, der mit zahlreichen Papieren bedeckt war. Ein prüfendes Auge richtete sich auf mich — so war immer sein Blick gewesen. „Der große Medizinmann,“ sprach er, mich sofort erkennend.

„Morjen, Henry!“

„Guten Tag!“ — er bot mir die Hand, eine schmale, weiße Hand; etwas Müdes lag in ihrem Druck trotz der Freude, die augenscheinlich seine Züge erhellte, auch etwas Mattes in den Bewegungen, mit denen er mir einen Stuhl bot. Er sah bleich aus, seine mittelgroße, zierliche Gestalt hielt er aufrecht, aber die Schultern waren ein wenig nach vorn geträumt, das Haar licht auf dem breitgeköpften Schädel und fast ergraut. Ein kleiner, ganz kurz abgeschmittener, dunkler Bart lag auf der Oberlippe.

Die lange Trennungzeit war bald verflunken vor den frisch und fröhlich auftauchenden Jugenderinnerungen, wir wurden warm; Henrys scharfe, prüfende Augen belebten sich, seine fahlen Wangen gewannen Roth.

„Eine Cigarette, Theo?“

„Gern.“

Er bot mir aus einem Kistchen und reichte mir Feuer.

„Macht Du nicht mehr?“ fragte ich, als er sich in seinen Stuhl zurücksetzte. „Du schmöltest doch früher köhlich — Strohgigarren von Broders, weißt noch, Jung — pfeifen — und Eichenblätter, wenn's Taschengeld alle war. Es roch zwar verdächtig, aber gab doch Dampf.“

„Das Rauchen bekommt mir nicht mehr.“

„Weißt Du noch, wie Du von Deinem Alten 'mal Tagels getriegt hast, als Deine gute Mutter uns auf dem Boden mit den Glimmstengeln zu fassen triegte. Erstmal das Kistchen und dann hätte das schönste Feuer auskommen können.“

„Ja, ja — so Jungens sind doch recht unverbändig.“

Er mußte auf einen elektrischen Knopf gedrückt haben, ein Diener erschien. „Etwas zu frühkühlen,“ befohl er.

Wir fuhren in der Unterhaltung fort.

„Weißt noch, Theo, wenn die Bürger nach Tisch zusammengetrommelt wurden und wir mit 'rauszogen auf die Gänsweide beim Damnthor, wo die großen Zelte aufgebaut waren. Das war immer 'ne Höhe.“

„Und im Herbst feierten wir da unsere Drachen auf.“

„Und wenn wir im Sommer in der Alster badeten im Streef.“

Ein kaltes Frühlück war gebracht worden: Raviar, Braten, Geflügel, dazu eine Flasche Pommer. Wir bewilligten uns selbst, Henry nahm nur etwas Raviar und etwas Sekt. Wir

waren bei unseren Jugenderinnerungen immer mehr in Eifer gerathen, eine weckte die andere — die schöne Zeit, die nun so weit hinter uns lag.

„Junge, Henry,“ sagte ich dann, langsam ein Glas des perlenden Weisses hinunterziehend, „Mensch, Du hast Schwein gehabt — mir geht es ja auch nicht schlecht, aber Du hast doch flobig viel 'Money“ zusammengeschmissen. Doch alles, was recht ist, warst immer ein forcher Kerl und bist wie Alle sagen, ein kaufmännisches Genie.“

Er lächelte. „Das ist nicht mein Verdienst, mir ist nur anzuzählen, daß ich es richtig zu verwenden wußte.“

„Ist das nicht das Höchste, was der Mensch thun kann? Ne, stell man Dein Licht nicht unter'n Scheffel. Aber es muß doch sein sein, wenn man sich so alles leisten kann, was das Herz wünscht, ohne vorher zu fragen, ob man's auch bezahlen kann.“

„Wenn man nur Alles für Geld haben könnte, mein guter Medizinmann,“ sagte er, „sieh' mal, ich will gar nicht von der ewigen Raftlosigkeit der Gedanken sprechen, die ein stetig wachsender Vermögen mit sich bringt — das ist nun einmal eine Art Lebensselement für mich und, was viel ausmacht, ich bin's gewöhnt. Aber zwei Dinge hat mir mein Geld doch nicht schaffen können. Kannst es 'mal hören, alter Junge, wenn Du mich um meine Dollars beneiden möchtest.“

Erstens — er machte eine längere Pause, und sein Auge senkte sich auf den Teppich — „ich hatte ein Mädchen lieb — sie einen Anderen, einen armen Kerl, und — der reiche Mann ist lebendig geblieben. Und dann, Theo,“ fuhr er rasch fort, und ein schwermüthiger Roth richtete sich auf mich, „ich bin ein kranker Mann, die besten Aerzte der Welt haben mir nicht helfen können, kannst Du dir denken, daß ich da nichts fehlen ließ. Im Morgen liegt's wahrscheinlich, gewiß weiß es Keiner — ja, wenn Gold essen da helfen könnte!“ Er lachte bitter.

„Aneundfüngig bin ich nun und vielleicht bald am Ende meiner Tage.“

„Aber, Henry, so was! So siehst Du wahrhaftig nicht aus.“

„O — doch vielleicht. Aber“, sprach er, sich vorkneugend, und sein Auge besetzte sich wieder, „in dieser Krankheit liegt für mich auch wieder ein Segen. Was kümmerl's mich, ob ich von heut' zu morgen durch eine geschickte Operation Hunderttausende verdienen, es fliegt mir nur so, leicht, ich sage müheles — aber eine andere Arbeit, ein anderes Sinnen und Grübeln ist mein Segen. Ich bin mein eigener Doktor geworden; auf's Feinste beobachte ich mich, studire ich mich, versuche Speisen, Getränke, Heilmittel, und wahrhaftig glücklich bin ich, wenn ich mir eine schwache Linderung meines Leidens bereiten kann, wenn ich die Hoffnung um ein Jährchen hinauszuwickeln wage. Nicht, als ob ich mich mit allen zehn Fingern an's Leben klammerte — das — aber diese meine Thätigkeit, diese stille, eingehende Doltern für mich, es ist die einzige Thätigkeit, die wirklichen, vollen, befriedigenden Nutzen für mich hat, der einzige erhebende Erfolg, wenn ich nur ein Weniges erziehe, und heute habe ich wieder etwas Neues — glücklich sah er aus in diesem Augenblicke. Dann hob er sein Glas und ließ es gegen das meine klingen. „Genua davon“, sprach er, „auf Dein Wohl, Theo, und auf Hamburgs Wohlergehen, und plaudern wir nun weiter als alte Delaware ut de Admiralitätsstraaf.“

Ich trant. „Hoch, hoch, hoch“, sagte ich, und den Rest des Glases gegen ihn hebend, setzte ich hinzu: „Un nu noch ein lütten Hamburger Ullig auf Din Wohl, Theo.“

Er dankte lächelnd.

„Wie lieb sind diese Heimathsklänge und Kindererinnerungen, entgegnete er, „weißt noch, wie wir uns 'mal bei Tödt den ganzen Budel Rosenliqueur gekauft hatten und beide — ne, Hannes Weber war auch mit — und wir Drei dann ordentlich was thun waren? Zund, es war doch bannig fein.“

Ein halbes Jahr später brachten die Zeitungen die Nachricht von seinem Tode.

Um dreißig Thaler.

Zur Zeit Friedrichs des Großen dienten im ersten Bataillon des ersten Garderegiments zwei Brüder, Namens Traugott und Heinrich Rhode. Beide waren sehr brave Soldaten, und darum war die ganze Kompanie nicht wenig verwundert, als eines Morgens beim Appell verübligt wurde, der Traugott Rhode sei desertirt, und wer den Deserteur wiederbringe, der erhalte eine Belohnung von dreißig Thaler. Das war so üblich damals. Die Kameraden sagten untereinander: „Dreißig Thaler sind ein schönes Geld! Aber der Deserteur muß sechsmal durch die Gasse laufen, sechsmal, daß der tothe Schweiß in Strömen fließt und das lebendige Fleisch in Fehen fliegt. Wer Luft hat, die dreißig Thaler zu verdienen, der mög's thun; wir verdienen sie nicht!“

Aber unter den Kameraden ist doch einer gewesen, der hat nicht gedacht wie die anderen, der ist zum Hauptmann gegangen, hat den Deserteur verrathen und die dreißig Thaler ein-

gesteckt. Und dieser eine Kamerad, das ist der Heinrich Rhode gewesen, der seinen Bruder Traugott um schändes Geld verrathen hat.

Am anderen Morgen tönte die Trommel gar höhl und sonderbar, die Gasse stand, und der Unteroffizier trieb den armen Traugott vor sich her in die fürchterliche Gasse. Aber als Traugott zum vierten Male in die Gasse treten sollte, da stand plötzlich der Heinrich Rhode vor dem Hauptmann, tobendblaf, und sein Gesicht war, als hätte er drei Jahre im Grabe gelegen.

„Mit Erlaubniß, Herr Hauptmann!“ kachte er mühlam.

„Bist dich's endlich, Kerl?“ brumte der Hauptmann.

„Herr Hauptmann, um Gottes willen, laßt mich die drei letzten Male laufen für meinen Bruder!“ rief Heinrich Rhode. „Es muß heraus, sonst zerpringt mir das Herz!“

„Warum?“ fragte der Hauptmann und befohl, mit der Exekution inne zu halten.

„Herr Hauptmann,“ stöhnte Heinrich Rhode, „wir zwei Brüder, der Traugott und ich, wir haben einen alten Vater daheim, und der hat uns einen Brief geschrieben, wie ihn ein schlimmer Gläubiger dränge um eine Schuld von dreißig Thaler, und wie er ihn nicht befriedigen könne, und wie er sein Anwesen mit dem Rücken ansehen, und nun noch auf seine alten Tage mit grauem Haar als Bettler wandern müsse. Herr Hauptmann, als wir den Brief gelesen, da ist es uns ganz bange geworden vor Leid und Gram um unseren armen alten Vater, und wir haben zueinander gesprochen, wir müßten dem Vater helfen, und wenn einer von uns durch die Gasse wandern müße. Und wir machten Loofe, ein weißes für den, der durch die Gasse wandern sollte, ein schwarzes Loos für den Verthäter. Ich habe das schwarze Loos gezogen — das andere wußte der Herr Hauptmann, aber ich konnte es nicht länger ansehen, da Traugott doch mein lieber Bruder ist. Haben der Herr Hauptmann die Barmherzigkeit und lassen mich die letzten drei Mal laufen für meinen armen Bruder!“

Der Hauptmann machte ein gar seltsames Gesicht, aber er durfte sich nichts merken lassen vor der Kompanie; deshalb sagte er noch viel barscher als sonst: „Dreißig Thaler dir, sechsmal Gassenlaufen ihm! — so lautet der Befehl, und daran ändert selbst der Teufel nichts, mein Sohn! Da es indessen ein ganz besonderer Fall ist, so bleibt die Exekution ausgesetzt, und es wird an Seine Majestät berichtet!“

So ist es auch geschehen, und es kam aus dem Hauptquartier der Befehl zurück, die Exekution sei auszu-siehen. Da die Gebrüder Rhode so viel gelhan für ihren Vater, so ver-fähren sich Seine Majestät von ihnen, daß sie als treue Soldaten nicht weniger thun würden für ihr Vaterland, und wollten Seine Majestät die Schulden des Vaters bezahlen, und wären die Rhodens sofort an entlassen aus dem Arrest und für eheliche Kerle anzusehen, überall.

Zweideutig.



„Sehn's Fräulein — dö's wär' a Ganjerl — wie Sie, so jung!“

Der Vermischte.

Einem Apotheker wird in einem Restaurant ein minderwerthiger Wein vorgefegt. Er rächt sich dadurch, daß er auf die Flasche einen Zettel mit folgender Aufschrift klebt: „Vor dem Gebrauch tüchtig zu schütteln.“

Im Purport.

„Sie haben Ihr Rendezvous mit Anna immer in der Kasiniallee? Dort ist es aber doch sehr belebt!“

„O, wir bleiben ganz ungestört. Ich steh' immer am Eingang einer Tafel aus: „Verbotener Weg.““

Opferwillig.



Knallprob: „Die Cigaretten... fünf Mart das Stück... ganz abscheuliches Kraut! Aber was thut man nicht alles, um vornehm zu scheinen.“